

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 4

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hätten sie nicht den kleinen David auf dem Brunnenstock vor dem einstigen Christoffelturm aufgestellt, gerade gegenüber dem Riesen Goliath im Turm selbst. Über die Kunst, mit der Schleuder umzugehen, kannten sie sicherlich nur aus der Bibel. Die Schleuder ist zwar bei vielen Naturvölkern verbreitet und war auch der römischen Kriegskunst nicht fremd. Zwar gehörten da die Schleuderer zur niedersten Klasse der Krieger, zu den Ueberzähligen. Sie galten nicht als richtige Truppen; sie konnten wohl den Feind mit Geschossen überschütten, beim eigentlichen Kampf aber mußten sie sich zurückziehen, weil sie keine Waffen hatten. Die Schleuder verlangte große Geschicklichkeit. Sie bestand aus einem vielleicht etwa handtellergroßen Leder mit zwei seitlich daran angebrachten Leder- oder Seilstreifen. Das eine Ende davon schlängt man mehrmals um die Hand, das andere fasste man einfach fest. Zum Werfen des Schleudersteines schwang man die Schlinge mit dem eingelegten Stein ein- oder mehrmals im Kreise, ließ das eine Ende los, und das Geschoss flog in der Tangente des Kreises davon. Um überhaupt etwas damit zu treffen bedurfte es vieler Uebung. Von den Einwohnern der Balearen, die als Schleuderer berühmt waren, wird erzählt, daß sie ihren Knaben nichts zu essen gegeben hätten, wenn diese ihr Ziel nicht trafen. Von solchen Dingen weiß man in unseren Gegenden nichts. Nicht einmal das Wort Schleuder oder schleudern kommt vor in früherer Zeit. Es ist wohl erst recht spät in unsere Mundart eingedrungen, wobei nicht selten drei verschiedene Bedeutungen durcheinander kommen, nämlich: mit der Schleuder werfen, wie David in der Bibel, — schleudern im Sinne von hin und her schlenkern — und dann unser bodenständiges „schludere“, das jedoch mit der Schleuder kaum noch etwas gemein hat.

Wie konnte nun diese Mär von den Schleuderern bei Laupen entstehen? Die ältesten Quellen, der zeitgenössische Schlachtabericht und der zeitgenössische Chronist Johannes von Winterthur geben uns keine Auskunft. Auch die anonyme Berner Stadtchronik bringt noch keine Anhaltspunkte. Erst der in vielen Einzelheiten besser orientierende Juftinger berichtet uns, daß vor dem Angriff jedermann „zwen steine oder drye zu im genommen“. Der Hauptmann habe befohlen sie in die Feinde zu werfen um sich dann zurückzuziehen „umb daz si bergshalb stunden“. Dieses kluge Manöver eines Scheinangriffs mag nicht wenig zum Sieg beigetragen haben. Die Steinwürfe brachten zweifellos Verwirrung in das ansprengende Ritterheer. Der danach folgende Rückzug verschaffte den Bernern und Eidgenossen den Vorteil der höheren Lage, von wo aus sie nun mit verheeren-

der Wucht in die bereits gelockerte Ordnung der Feinde einfielen: „do warf jederman sin steine in die vigende; zestunt daruf mit werlicher hant stachen und slugen so vigantlich, daz si balde ein groß lücken in die vigende brachen, daz die vigende von großen herten slegen und stichen vast begonden niderfigen und hinderlich wichen . . .“ Da ist kein Wort von Schleudern. Auch der um mehr als hundert Jahre später schreibende Chronist Tschudi weiß nichts von Schleuderern. Er berichtet, daß beim Angriff „jeder dry Hand völlig Stein zu Im genommen; die wurffends mit Kräfftien in die Biend, stachend, huwend und schlugend so grimmiglich in die Biend, daß die von Bern in der Biervden Fußzüg bald ein Lücken machtend, und Inen Ir Ordnung brachend . . .“ Der Berner Chronist Michael Stettler weiß ebenfalls noch nichts von Schleuderern. Er berichtet: „Im anfang des Streits, nahme ein jeder einen Stein inn die Hand, warffe denselben auf befahl des Hauptmans mit einem starken anlauff in die Feind, und begabe sich herüber gestracks das ganze Bold widerumb zu ruck an den Rein, damit sie Bergshalb stehen unnd im gefecht den Vortheil haben möchten.“ —

Die Geschichte mit den Schleuderern ist eine unhistorische Legende, die erst bei den neueren Geschichtsforschern aufgefunden ist (Joh. v. Müller, Tissier u. a.). Die Schleuder ist keine schweizerische Waffe. In unseren alten Bilderchroniken kommt sie nirgends vor. Sie war unseren Vorfahren als Waffe in der Feldschlacht vollkommen unbekannt. Vielleicht mag sie bei Belagerungen irgendwie Verwendung gefunden haben, da die alten Belagerungsmaschinen, die Bliden, eigentlich Schleudermaschinen sind. Aber auch da fehlen irgendwelche Anhaltspunkte für jene Handschleudern, wie sie der Mann auf der heutigen Denkmünze, als eine scheinbar für Laupen charakteristische Waffe trägt.

Das Steinwerfen von Hand dagegen war eine gute altschweizerische Kampftaktik, die nicht nur bei Laupen, sondern früher schon, bei Morgarten, später bei Näfels, in den Appenzeller Kriegen und bei St. Jakob an der Birs oft mit großem Erfolg vor dem Eintritt in den Nahkampf angewendet wurde. Den Sieg bei Laupen verdanken die Berner und Eidgenossen nicht der Schleuder, sondern der Mordart und der Halbarte. Das waren die neuen Waffen, welche den Kriegsruhm der Eidgenossen begründeten.

Schade, daß durch den Schleuderer auf der Laupendermünze eine unschweizerische Waffe und ein moderner historischer Irrtum für alle Zeiten verewigt werden soll!

H. S.

(Wird fortgesetzt.)

Weltwochenschau

Hjalmar Schacht gestürzt.

Der Mann, der die „Harzburgerfront“ zwischen Deutschen-Nationalen und Nationalsozialisten zustande gebracht, der dem Dritten Reich endamit die Wege geebnet, der mitgeholfen an der Verwirklichung der ersten Kanzlerschaft Hitlers, der nachher ununterbrochen als Leiter der Reichsbank, eine Zeitlang auch als richtiger „Wirtschaftsdiktator“ das neue System gestützt, ist gefallen. Man weiß heute noch nicht, wie man dieses Ereignis ersten Ranges zu bewerten hat. Es gibt Deutungen, die sagen, der Treuhänder der deutschen Großindustrie und Hochfinanz, mehr: Der internationalen Finanzwelt, der Verbindungsmann zwischen der Londoner City, den französischen Bankkreisen, den amerikanischen Goldmagnaten auf der einen, dem revolutionären „Dritten Reich“ auf der andern Seite sei ausgebootet worden, weil Hitler die Brücken zum Kapitalismus abbreche und neue Wege betrete. Sie weisen darauf hin, daß Herr Schacht bei seinem letzten Londoner Besuch bereits angekündigt habe, was nun gekommen. Das nämlich, wenn England nicht irgendwie mit

Krediten beispringe, um angeblich die Judentauswanderung, in Wahrheit aber den deutschen Außenhandel zu finanzieren, sich im Reiche die radikalen Kreise durchzusetzen und zu Experimenten drängen würden. Es gibt andere Deutungen, die hoffen, das Reich versuche geradezu durch den Sturz Schachts die Hochfinanz zum Einlenken zu bewegen.

Neben den weltpolitischen Ursachen interessiert, was Schachts innenpolitische Stellung erschütterte: Hitler lehnte seine letzten Vorschläge zur Finanzbeschaffung, d. h. die Empfehlung neuer riesiger Steuern, ab. Die Belastung der Wirtschaft wie der Volksmassen hat eine nicht mehr überschreitbare Höchstgrenze erreicht. Vielleicht muß man die Ursachen kombinieren: Vom Ausland her war nichts zu erhalten, im Inland weiß er keine neuen Rezepte, also muß er gehen und Leuten Pläze machen, die neue Rezepte kennen.

An seine Stelle tritt der Wirtschaftsminister Dr. Funck. Auch der Reichsbankdirektor Hüsse und der Bizepräsident Dreyse, beides konservative „Sparpolitiker“, werden

ersetzt, und der neue Bizepräsident Brinkmann hat als reiner Nazi ganz andere Ansichten als sein Vorgänger. Es scheint sonderbar zu klingen, wenn man Herrn Schacht und seine Leute als „Sparer“ bezeichnet und ihnen die neuen „Finanzdirigenten“ als „Nichtspar-Theoretiker“ gegenüberstellt. Schacht befürwortete eine Notenbankpolitik der alten Schule und machte wirtschaftlich nur gerade die Konzession der „Vorfinanzierung“, versuchte aber die Notenmenge in bestimmten Grenzen zu halten und durch Erfindung verschiedener Marksorten überflüssige Notenmengen weitgehend zu „beseitigen“, d. h. aus der Währungskampffront zu entfernen. Dadurch erzwang er den bekannten „Hochkurs der Mark“, jenen „Trost Michels“, der ja infolge grausamer Erfahrungen, Valutasturz und Inflation immer als Einheit ansieht! Die „total stabile Mark“, das Prunkstück angeblicher deutscher Stabilität, das man dem „zerfallenden Frankreich“ mit seinem abgleitenden Franc unter die Nase hielt . . . und auch uns Schweizern!

Nun, Dr. Schachts Mark hat nicht mehr verhindern können, daß die deutsche Handelsbilanz passiv wurde, daß 100,000,000 Mark fehlten, zum ersten Mal seit langer Zeit, und das trotz Dumping, d. h. trotz weitgehender Exportförderung durch das Reich; sie rettete die Handelsbilanz also sowenig wie den innerdeutschen Kapitalmarkt. Hier haben wir mit ganz wenig Worten die Gründe, warum der Mark-Dottor aus dänischen Landen nicht mehr deutscher Reichsbankdirektor sein darf. Nach unserer Überzeugung wird sein Fall, rein wirtschaftspolitisch, dem Dritten Reich Erleichterung bringen, denn schlimmer als Schachts Praktiken werden die Experimente seiner Nachfolger die Beziehungen der internationalen Handelswelt nicht stören und die deutsche Binnenwirtschaft nicht drosseln können. Eine „Kreditausweitung“, die zur bisherigen verklappten nun die halb eingestandene „Inflation“ bringt, gibt zunächst neue Impulse, (falls die staatliche Kontrolle sie nicht mordet!) und wenn Herr Funk begreifen sollte, daß man nur noch einen minimalen Lohnniveau einen Stumpf geben müßte, um den deutschen Binnenmarkt sehr rasch zu bessern, dann dürfte man direkt von einer kleinen deutschen Morgenröte sprechen.

Allein es ist zu fürchten, daß Funk „mit eiserner Hand Preise und Löhne auf dem bisherigen Niveau“ hält . . . das ist Hitlers ausgesprochener Wunsch . . . und daß seine Haupttätigkeit in der noch verstärkten Ueber-Finanzierung des Exportes vor allem nach dem Balkan und Südamerika bestehen wird. Diesen Zwecken dient vielleicht sogar eine begrenzte Mark-Abwertung, deren wohltätige Rückwirkungen auf die deutsche Binnenwirtschaft man indessen abdrosselt. Denn leider gelten in einer Diktatur die normalen Gesetze der Volkswirtschaft nicht mehr.

Die internationalen Folgen des Wechsels an der Reichsbank bestehen im wachsenden Misstrauen der halben Welt gegenüber der deutschen Situation. Wir sprechen nicht von Gerüchten, die auch eine Krise um Goebbels, sogar Schießereien, melden. Wesentlicher sind die Kommentare der britischen Presse über die böse deutsche Wirtschaftslage und die Befürchtungen, die deutsche Diktatur müsse in naher Frist nach einer außerpolitischen Ablenkung suchen. Es wird Chamberlain nahegelegt, raschstens ein „Beschaffungsministerium“ einzurichten, das die britische Industrie unverzüglich auf Kriegsbetrieb umzudirigieren hätte.

Sehr merkwürdig sind im Uebrigen gewisse kleine „südostliche Wetterleuchten“. Da bemerkt man in Berlin, daß in der tschechischen Presse Artikel erscheinen, die gar nicht nazifreundlich sind. Ein Blatt wagt zu behaupten, die Nation betrachte den heutigen Zustand der Dinge und die gegenwärtige tschechische Erniedrigung durchaus nicht als ewig. Darauf wird der tschechische Außenminister nach Berlin zitiert, Herr Chvalkovsky, der Mann mit der Physiognomie eines gerissenen Mallers, verschobt den Besuch drei Mal, wird dann zuerst von Ribbentrop, dann von Hitler selbst abgelandzt und geht nach Prag zurück, um der Presse Vorsicht, den Offizieren,

mit Augenzwinkern Mäßigung zu empfehlen. Und das Spiel die die Regierung Beran als unpatriotisch verschreien, kann weitergehen, mag auch die Deutsche Presse Prags Anschluß an die Alte fordern.

Aber nicht nur das: Auch mit den Ungarn sind die Deutschen nicht zufrieden. Es gibt dort noch eine mächtige Opposition, und eine Richtung, die durchaus Karpathenrußland begeht. Raum hat Berlin diese „Ukraine“ aufgestachelt, den von Prag eingezogenen, bald als Tschechen, bald als Soviетrussen verschrienen Minister Prchal aheimzuschicken, und kaum haben die Ukrainer alle andern außer den blau-gelben ukrainischen Farben verboten, muß Berlin schon wieder die polnische und ungarische Aspiration gegen diese „souveräne“ östlichste Position Deutschlands wittern . . .

Und spüren, daß beim geringsten Zittern im deutschen Ge hälf da drunter bei den Basallen an den Ketten gerüttelt wird. Und argwohnen, diese Unruhe bei den Kleinen sei heimlich geführt von Italien, dessen Außenminister Ciano soeben in Belgrad neue Brücken bis hinüber nach Rumänien zu schlagen und aller Achtsentreue zum Troß eine Abwehrfront gegen den deutschen wirtschaftlichen Drang nach Südosten zu schaffen versucht.

Mit dem Rücken gegen Frankreich.

Schweizerische Reisende berichten, daß in Südfrankreich massenweise Freiwillige nach der spanischen Grenze strömen sollen; das Volk ist erschrocken und empört; zwischen Bordeaux und Toulon höre man „à bas Franco“, „Vive la République“ und „Vive l’Espagne“ schreien. Ob die Gerüchte viel oder wenig übertreiben, das Volk ist unruhig.

Zumal, seit die französische Kammer ergebnislos kein anderes Resultat als die Fortdauer der famosen „Nichtintervention“ gezeigt hat, und weil die in sich gespaltene Rechte einen Gefandten bei Franco verlangt und im übrigen nur darin einig geht, daß die Linke keine Rettung Barcelonas verlangen und durchsetzen dürfe.

Inzwischen hat sich die katalanische Front in ihrem Angelpunkt nördlich Tremp am Segre um fast 60 Grad gedreht und nordwest-südöstliche Richtung angenommen; Barcelona kämpft mit dem Rücken gegen Frankreich, die Francoarmeen sind infolge 6- bis 8facher Artillerieüberlegenheit am Südfügel bis auf 20 km an die Vorstädte der Hauptstadt herangerückt. Die Krise kann rasch eintreten. An ein „zweites Madrid“ kann man angesichts der Mithilfe italienischer Schiffe vom Meere her kaum glauben.

Um für alle Eventualitäten zugegen zu sein, haben der französische Armechef Gamelin und der Flottenchef Darlan ihre Nordafrikareise verschoben.

Abstimmungssonntag als Barometer.

Die „Dringlichkeitsvorlage“ ist mit 343,000 gegen rund 154,000 Stimmen angenommen worden. Nun sagt man, daß keine formalen Gesetze, sondern nur die geistige Gesamtverfassung des Volkes uns gegen Versuche, dem „Souverän Volk“ eine Nase zu drehen, sichern: Das Resultat spricht von eben dieser geistigen Verfassung! Sie verlangt wenigstens für die Gegenwart Respektierung des Volkswillens. Interessanterweise haben die welschen Kantone „groß“ angenommen, Genf vor allem. Hier hat scheint’s die Freude, den „Diktatoren von Bern“ eins auszuwischen zu können, gewirkt. Umgekehrt haben die Thurgauer als einzige verworfen. Ob das wohl heißen soll, der Bundesrat möge künftig getrost selbstherrlicher sein und „kräftiger regieren“?

Die „erweiterte Verfassungsgerichtsbarkeit“ wurde stark verworfen, und zwar von allen Ständen, und merkwürdigerweise mit den fast gleichen 343,000 Stimmen, die gegen die Dringlichkeit waren. Ob dieser Stimmenbestand gewissermaßen den „festen Bestand kurstreuer Partei völker“ andeutet? Man muß beachten, daß 60 % der Stimmen-

den zu Hause blieben. Aber die 40 % der „Mobilen“ haben befürchtet, daß ihnen nicht geheuer wäre, falls ein Privatmann mit genügenden Mitteln vor Bundesgericht klagen und einen Bundesbeschluß als „verfassungswidrig“ umstößen könnte, nur, weil er formal vielleicht Recht hätte. Die „Verfassungsgerechtsamkeit“ erster Ordnung sehen wir immer noch im fakultativen eidgenössischen Referendum. Der Volkswille soll es sein, der das lebendige Wachsen und die Wandlung von Verfassung und Gesetzen kontrolliert . . . nicht ein Kollegium. Gewisse Streitfälle, die zum vornherein umschrieben sind, hat es ohnehin auch heute zu begutachten und zu entscheiden.

Im Kanton Zürich nahm das Volk mit Glanz, d. h. mit 72,000 gegen 56,000 Stimmen eine Ergänzung zum Medizinalgesetz, die durch eine Initiative verlangte Zulassung der „Chiropraktik“, an. Die Empfehlung, diese Initiative zu verwerfen, wurde in den Wind geschlagen, Kantonsrat und Regierung desavouiert. Freilich waren beinahe 5 Dutzend Kantonsräte „pro Chiropraktik“ gewesen, und die Sozialisten, die aus einem Abonnementverlust des „Volksrechts“ anlässlich einer Artikelserie gegen Kurpfuscherei gelernt hatten, verhielten sich neutral. Wie wird nun die Situation sein? Offenbar so, daß die Chiropraktiker im Eiltempo verlangen müssen, der Staat möge ihre ernst zunehmende Zunft gegen un seriöse Freibeuter schützen, so wie er bisher die Mediziner und patentierten Massen gegen „Kurpfuscher“ schützte. Vergessen wir nicht, daß der studierte Arzt in seiner Heilmethode Freiheit hat. Es ging gegen die nicht anerkannten, „patentlosen“ Chiropraktiker, die nun mit Volkshilfe gesiegt haben. Was sich seit einem Jahrzehnt im Volke an Vertrauen zu dieser amerikanischen, eigentlich aber japanisch-chinesischen Methode entwickelt hat, offenbarte sich am vergangenen Sonntag und muß die zünftigen Ärzte nachdenklich stimmen.

Ob's pressiert?

Vielleicht haben wir schon im nächsten Vierteljahr unsere Grenzen zu besezen . . . der Fall Barcelonas wird ein böses Signal der verschlimmerten Situation, der Alarmruf vor schärfen italienischen Forderungen und französischen Abwehrmaßnahmen sein. Warum tut man bei uns, als ob es immer noch nicht pressiere. Das heißt, wir wissen, daß viel gearbeitet, vor allem viel Geld aufgewendet, vorläufig aufzuwenden beschlossen wird, aber das Land hat in Gottes Namen nicht den Ein-

druck, als ob man ein anderes Tempo eingeschlagen. Wir wollen nicht in Panik machen, sondern nur jenes Tempo fordern, das verhindert, daß im gegebenen Fall Panik entstehe. Erst wenn jedermann weiß: Das und das ist geschehen das und das wird täglich getan, dann kann man jene Stimmung, die jählings in töpflöse Angst übergeht . . .

Warum hört man nichts, immer noch nichts von der Einreichung der Spanienfahrer in die Grenzschutzkompanien? Wir wissen nur, daß der Bundesrat Strafaufführung beschlossen, daß er aber kurz darauf auch die Anmessungsreise abgelehnt hat. Dieser Tage verstärkten die St. Gallerbehörden die ihnen zunächst gelegenen Grenzwachen. Ganze 100 Mann Kantonspolizei wurden an die Stellen dirigiert, die vermehrte Arbeit verlangen. Ist das alles, was getan werden muß? Man kann sagen, daß die St. Galler keine andere Gefahr sehen als den Andrang einer neuen Emigrantenwelle. Mit dem Sturze Schachts hängen vielleicht gewisse andere Ereignisse zusammen.

Wenn es aber heißt, daß das ganze österreichische Alpengebiet, von Niederösterreich bis Vorarlberg, verstärkte Truppenbelegung erhalten habe, dann möchte man von unserer Seite vernehmen, was daran sei, was für den Eventualfall geplant sei . . . oder welches die Gründe seien, daß man nichts vorkehre.

Vor allem sieht und hört man nichts davon, daß die Arbeitslosenarmee an die Grenze befördert würde. Und hört nichts davon, daß sie dort baue. Es vergehen Wochen, Monate, Vierteljahre, man sieht die Leute stampeln wie immer. Die Ausgabe der Millionenhunderter ist beschlossen. In normalen Zeiten könnte man gemächlich zuwarten, dieweil es Winter ist, die Leute ja nicht verhungern und das Geld nicht davonsäuft. Aber leider leben wir nicht in normalen Zeiten. Ein Kommando täte not. Man denkt an das Mühlrad jenes Müllers am versiegenden Bach: „M . . m . . m . . müßt i äch no einischt um . . .“ Die Unterhaltung der Bürger über die schwerfällige arbeitende öffentliche Maschinerie und die mit Überraschungsmöglichkeiten gefüllte Zeit kann einem öfters direkt erschrecken.

Was nützt uns ein Protest von Minister Frölicher in Berlin gegen die Forderung der deutschen Presse, die unsere „Neutralität“ nur noch anerkennen will, wenn wir jede Kritik am Facismus einstellen? Was nützt es, wenn die Bassler dem zum Nazi gewordenen Dichter Dominiik Müller die 4800 Fränkli Pension absprechen? —an—

„Freund ich bin zufrieden“

„Freund, ich bin zufrieden“ —
Kennst du noch den Sang,
Der so schlicht und lieblich
Auf dem Hackbrett klang?
Unsern biedern Vätern
In der Abendstund'
Kam die frohe Weise
Tief aus Herzensgrund.

Ach, das traute Liedchen
Ist im Volk verstummt;
Naum daß noch ein Graukopf
In den Bart es summt.
Was die Jungen singen,
Schmettert wohl wie Erz,
Doch es fehlt die Seele,
Das zufried'n'ne Herz.

Tausend neue Künste
Sind uns wohl bequem;
Machen uns das Leben
Leicht und angenehm.
Jeden Tag entdecken
Wir ein neues Stück;
Aber wer erfindet
Dauerhaftes Glück?

„Freund, ich bin zufrieden“ —
Stimmt denn niemand ein?
Soll der Sang der Alten
Ganz vergessen sein?
Ist das leichte Liedchen
Unser Zeit so schwer?
Keiner ist zufrieden —
Darum singt's keiner mehr.

Ulrich Dürrenmatt 1849—1908
(Aus der Buchsi-Zeitung.)